

SEVEN HELLS

GLÜHENDES FEUER

ANNIE WAYE

SEVEN
HELLS

GLÜHENDES FEUER

Seven Hells

1. Glühendes Feuer

2: Eisiges Herz

Impressum

Annie Waye
c/o JCG Media
Freiherr-von-Twickel-Str. 11
48329 Havixbeck

© 2024 Annie Waye
Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Makita Hirt
Buchsatz und Lektorat: Kaja Raff

Dieses Buch ist das Ergebnis der Zusammenarbeit multikultureller
Akteure verschiedener Glaubensrichtungen.

Content Note (beide Bände): Es wird gekämpft und geliebt, geblutet
und gebrannt.

ISBN: 978-3-9110-6802-4



PROLOG
BLAUES BLUT

Der Rauch, den ich befreit hatte, fand im Zentrum der Ruine zusammen und bildete eine menschliche Gestalt.

Ich erstarrte. Ihr bloßer Anblick drohte mich zu betäuben. Mein Herz verkrampfte sich in meiner Brust, wie zu einer stummen Warnung an den Rest von mir: *Lauf!*

Der Dschinn hielt die Lampe in der Hand, in der er viele Jahre lang gefangen gehalten worden sein musste, und drehte sie mit faszinierter Miene. Sein Griff versteifte sich, und der goldene Gegenstand zerfiel zu goldenem Staub, der ihm durch die Finger rann und zu Boden rieselte. Dann sah er auf, und ich verkrampfte mich am ganzen Körper.

Er war groß und von kräftiger Statur. Seine dunkelbraunen Haare waren leicht zerzaust und hingen ihm strähnenweise in die Stirn. Er war völlig in schwarz gekleidet, abgesehen von seinen braunen Stiefeln und einem dunkelgrünen Kapuzenumhang, der ihm bis zu den Kniekehlen reichte. Seine Augen lagen in den Schatten seiner dichten Brauen, und doch stach ihr kräftiges Gelb so sehr daraus hervor wie das Grün meiner eigenen. Seine Haut war blass, als hätte sie noch nie ein Sonnenstrahl geküsst, und sein Gesicht war wie aus Stein geschlagen.

Er sprach kein Wort. Konnte er das überhaupt? Stattdessen musterte er mich von Kopf bis Fuß, ohne Scham und ohne Reue, dafür aber mit einem Gesichtsausdruck, den ich nicht deuten konnte und der mir alles andere als gefiel. Genauso wenig wie die vier Klingen, die ich an seinem Gürtel entdeckte. Bis er meine Augen fixierte, war mir zumute, als hätte er mich schon von innen nach außen gekehrt.

Er reckte das Kinn. »Wo ist deine Krone, Prinzessin?«

Erschrocken zuckte ich zurück. Auf einmal fühlte ich mich nackt, durchschaut, ausgehöhlt. Ich versuchte mich mit dem Gedanken zu beruhigen, dass ich ihn befreit hatte und er mich deshalb nicht angreifen konnte. Glaubte ich zumindest.

»Woher weißt du, dass ich eine Prinzessin bin?«, fragte ich lauierend. Er konnte es unmöglich an meinem halb zerfetzten, verdreckten Kleid erkannt haben.

Mein Gegenüber verzog die Lippen zu einem kühlen Lächeln. »Ich kann dein blaues Blut auf meiner Zungenspitze schmecken.« Sein Blick glitt an meinen langen Haaren hinab, die sich längst aus ihrem Zopf gelöst hatten – oder an meinen Kurven, die sie umschmeichelten. »Ich dachte immer, Prinzessinnen wären fett und unansehnlich. Aber du?« Seine Mundwinkel zuckten. »Du bist eine Augenweide.«

Ich presste die Kiefer aufeinander. Ich war nicht hierhergekommen, um mich von einem Dschinn bloßstellen zu lassen. »Du musst mir einen Wunsch erfüllen.«

»Ach ja. Richtig.« Er klang eher amüsiert als genervt. Er kehrte mir den Rücken zu und schlenderte in Richtung der halb zerfallenen Mauer. Entspannt ließ er sich darauf nieder. »Aber klar doch.« Er schlug die Beine übereinander. Äußerlich konnte er nicht viel älter sein als ich. Sein Erscheinungsbild täuschte perfekt über die Tatsache hinweg, dass er schon viele tausend Jahre alt sein könnte. »Womit kann ich Euch heute

dienen, Eure Hoheit?» Er legte den Kopf schief und strahlte mit jeder Pore aus, dass er sich über mich lustig machte. »Soll ich mir vielleicht Euren Arm ansehen? Der sieht nämlich ziemlich übel aus.«

Ich kniff die Augen zusammen und ignorierte den pochenden Schmerz, den meine Brandwunden durch meinen ganzen Körper jagten. »Das ist zufällig passiert, als ich deine Lampe aus dieser Erdspalte geholt habe«, knurrte ich.

Er stieß ein belustigtes Schnauben aus. »Du sollst nicht lügen. Hat man dir das nicht beigebracht?« Sein Blick zuckte zu einem Punkt irgendwo neben mir. »Du hast diesen seltsamen Zauberwürfel aus dem Boden geholt. Daher die Verbrennungen.« Lässig reckte er das Kinn. »Und ich dachte, eine Prinzessin wüsste es besser, als sich auf schwarzmagische Werkzeuge einzulassen.«

Ein mulmiges Gefühl machte sich in meiner Magengrube breit. Woher wusste er das? Obwohl er gefangen gewesen war, hatte er mitbekommen, was um ihn herum passierte. Und ich befürchtete, dass das nur ein Vorgeschmack auf seine Macht war.

»Ja, ich habe ihn rausgeholt. Und dann habe ich deinetwegen alles nur noch schlimmer gemacht«, beharrte ich, denn ich würde mir nicht von einem Dschinn einreden lassen, dass ich meine Werte nicht achtete. »Das war keine Lüge.« Ich konnte nur unter zusammengebissenen Zähnen sprechen. Anstatt abzuflauen, wurde das Brennen auf und in meinem Arm immer schlimmer.

Worauf hatte ich mich hier nur eingelassen? Ich hätte meine innere Stimme der Vernunft nicht überhören dürfen.

»Na schön.« Der Dschinn zuckte die Achseln. »Dann heile ich ihn und wir können getrennte Wege gehen. Wie klingt das für dich?«

»Abgelehnt«, sagte ich, ohne auch nur darüber nachgedacht zu haben. Mein Arm bedankte sich mit einer neuen Welle des Schmerzes, die mein Sichtfeld zum Flimmern brachte. »Ich brauche dich aus einem anderen Grund.«

Nichts in der gelassenen Miene des Dschinn änderte sich. »Höre ich da etwa einen Anflug von Verzweiflung?«

Ich runzelte die Stirn. Ich hatte meine Tonlage im Griff. »Nein.«

»Oh doch.« Der Dschinn sprang von der Mauer. »Ich höre es im Schlagen deines Herzens.«

Ebenjenes setzte kurz aus. Getroffen fasste ich mir mit dem heilen Arm an meine Brust, und plötzlich kam es mir so vor, als würde das Pochen darin immer schneller werden. Einbildung oder ...? »Wirkst du Magie auf mich?«

Er lächelte freudlos. Erst jetzt bemerkte ich die kaum erkennbaren Abdrücke an seinem Hals und seinen Handgelenken – als wäre er einst in Ketten gelegt worden. Wahrscheinlich kein seltener Anblick bei einem Dschinn. »Nein, das schaffst du schon ganz allein. Außer ...« Er machte einen Schritt auf mich zu, und etwas Verschlagenes mischte sich in seine Miene. »Willst du, dass ich Magie auf dich wirke?«

Ich schluckte. »Nein.« Gleichzeitig fühlte ich mich, als wäre es längst zu spät dafür. Als hätte mich der Dschinn in dem Augenblick in seinen Bann gezogen, in dem ich seine Lampe zum ersten Mal berührt hatte. Als läge ein Teil meiner Seele bereits in seiner Hand – und er sah nicht so aus, als hätte er vor, sie je wieder freizulassen.

Ohne den Dschinn aus den Augen zu lassen, beschrieb ich mehrere Schritte seitwärts – in Richtung des Finders, der dort noch immer lag. Erst als ich mich bückte, um ihn aufzuheben, erlaubte ich es mir, kurz den Blick vom Dämon abzuwenden.

»Eine unschuldige Prinzessin, die sich der schwarzen Magie bedient und dann auch noch einen Dämon beschwört«, ertönte seine Stimme aus einiger Entfernung. »Das klingt wie der Anfang einer sagenhaften Geschichte.«





DIE ERSTE
UNTERWELT



1. KAPITEL DER WAHNSINNIGE PRINZ

Kaidan!«, kreischte ich, während mein Bruder durch die Gänge des Palasts geschleift wurde. »Kaidan!«

Die Palastwachen wurden nicht langsamer. Sie würdigten mich nicht einmal eines Blickes. Jede von ihnen hatte Kaidan an einem Arm gepackt. Gewaltsam zerrten sie ihn über den Boden, als hätte er keine Beine, mit denen er laufen könnte. Was sie taten, war unwürdig für einen Prinzen. Damit zeigten sie, dass Kaidan in ihren Augen keiner war. Nicht nach allem, was er gesagt hatte. Was er getan hatte.

Er war zehn und ich erst acht Jahre alt. Und doch musste ich ihn beschützen. Um jeden Preis. »Lasst ihn sofort los!«

Aber niemand hörte auf mich. Ich war eben nur eine kleine Prinzessin und keine Königin.

Seine kurzen schwarzen Haare verstrubbelt und seine prächtigen Gewänder über den Boden schleifend, wand sich Kaidan hilflos im Griff der beiden Wachen, konnte sich jedoch nicht befreien. Er ächzte und schlug um sich, doch es kümmerte sie nicht.

»Lasst ihn!« Meine Sicht verschwamm hinter einem Tränenschleier, und ich beschleunigte meinen Schritt. »Bitte!«, schleu-

derte ich ihnen entgegen – ein Wort, das ich für gewöhnlich nie an meine Untergebenen richten musste.

Doch nicht einmal das konnte sie erweichen. Ihre Reaktionslosigkeit ließ eine brennende Wut in meinem Inneren hochkochen, bis ich kaum mehr Luft bekam. Meine Brust brannte vor Anstrengung und Schmerz und mein Herz schlug mir bis zum Hals. Ich war noch nie so schnell gerannt und mir zugleich so langsam vorgekommen. Ich fühlte mich wie in einem Traum, in dem ich gelähmt war und hilflos dabei zusehen musste, wie er seinen Lauf nahm.

Obwohl Kaidan derjenige war, den Qualen erwarteten, war es, als könnte ich sie schon jetzt selbst spüren, lange bevor sie einsetzen würden. »Nein!«, schrie ich, aber auf meinen kurzen Beinen kam ich kaum hinterher. Ich stolperte über mein bodenlanges Kleid und schlug unsanft auf den Knien auf. »Nein!« Verzweifelt rappelte ich mich auf, doch da traten sie auch schon durch die Tür auf der anderen Seite des Gangs. »Kaidan!«, rief ich, wohl wissend, dass ich nichts für ihn tun könnte. Genauso wenig wie das letzte Mal. Oder das vorletzte Mal.

Wir waren dem Willen unseres Vaters schutzlos ausgeliefert. Jeder von uns auf seine eigene Weise.

»Kaidan!«

Die Flügeltüren schlossen sich und ließen mich in der Stille zurück. Nein, nicht ganz: Das schwere Geräusch von den Schritten eines Erwachsenen hallte von den Wänden des Gangs wider. Links und rechts von mir starrten mich meine Vorfahren mit finsternen Mienen von ihren Porträts aus an. Mir war, als könnte ich ihren Hass spüren. Als wären Kaidan und ich nicht das, was sie von ihrer Blutlinie erwartet hatten. Geschweige denn, was sie sich gewünscht hatten.

Auf einmal wurde mir eiskalt. Hilflos schlang ich die Arme um meinen Oberkörper und sah den Türen entgegen,

in der leisen Hoffnung, sie würden sich wieder öffnen und Kaidan würde mit einem »Es ist alles gut, Rana!« auf mich zulaufen.

Mehrere Augenblicke verstrichen, in denen mir mein bers- tendes Herz bis zum Hals schlug, aber es geschah nicht.

Ich begann zu wimmern, und ein neuer Schwall aus Tränen ergoss sich über meine Wangen, bis meine schwarzen Haare an meiner Haut hafteten. Warum musste das hier nur immer und immer wieder passieren? Warum ...?

Ein Schatten schob sich an meine Seite. Meine Aufmerksamkeit war fest auf die zweiflüglige Tür gerichtet, hinter der die Wachen mit meinem Bruder verschwunden waren. Mit meinem besten Freund. Meinem ein und alles. Ich fühlte mich, als hätte ich ihn im Stich gelassen. Erneut.

»Rana«, drang die tiefe, schroffe Stimme meines Vaters an meine Ohren. In seinem Ton hatte noch nie Liebe gelegen. In dem meiner Mutter nur dann, wenn er nicht da gewesen war. Aber sie war seit drei Jahren tot und nun nichts mehr davon übrig. Vater glaubte, Liebe hätte in der Familie nichts zu suchen. Und dabei war doch genau sie es, nach der ich mich so sehr verzehrte.

Das Schluchzen brachte meine Schultern zum Erbeben, als ich den Kopf drehte und ihn ansah. Seine Miene war so tief in Finsternis getaucht, dass ich seine Augen kaum sehen konnte.

»Was stehst du hier herum? Bist du für heute schon fertig mit deinen Übungen?«

Abrupt verstummte ich. Entgeistert weiteten sich meine Augen. Der König wusste, was in den Wänden des Palasts vor sich ging. Mit meinem Bruder, seinem Sohn. Ich verstand nicht, wie er nur so eine Frage an mich richten konnte. Keine Musikeinheit und kein Tanzunterricht könnten mich davon abhalten,

genau hier an Ort und Stelle stehenzubleiben und darauf zu warten, Kaidan wieder in die Arme schließen zu können.

Ganz gleich, wie lange es dauerte. Bis die Wachen aufhörten, ihn zu schlagen. Bis der Priester aufhörte, ihn in ein Wasserbecken zu tauchen und zu versuchen, die Dämonen aus ihm herauszutreiben.

Ich presste die Kiefer aufeinander, bis es wehtat. Kaidan hätte diese Dinge nicht sagen dürfen. Er hatte gewusst, was dann passieren würde.

»Rana.« Der König wandte sich vollends zu mir um. »Versäumst du etwa deine Übungen?«

Verzweifelt ballte ich die Hände zu Fäusten. »Warum tun sie das?«, platzte es aus mir heraus. »Warum tun sie ihm so schlimme Dinge an? Immer und immer wieder?«

König Waheed war ein großgewachsener Mann mit einem runden Bauch und einer knolligen Nase. Graue Strähnen mischten sich in die Schwärze seiner Haare und seines Barts. Seine dunkle Haut war voller Falten. »Weil es das Beste für ihn ist«, sagte er trocken. Nicht wie ein liebender, sondern wie ein gerechter Vater. Zumindest bläute er uns ständig ein, dass er genau das war. »Und damit auch das Beste für unser Reich. Das Reich, das er eines Tages regieren wird.« Er warf einen Blick an die Decke, als würde er ein Stoßgebet ans Paradies schicken. »Ob wir wollen oder nicht.«

Ich biss mir auf die Unterlippe. Wo war die Liebe geblieben, und woher nur kam dieser Hass? Mein Herz blutete, als ich meine Aufmerksamkeit einmal mehr auf die beiden Flügeltüren richtete, hinter denen Kaidan verschwunden war. Sie waren mit schmuckvollen goldenen Linien verziert, die sogar zwischen den Flügeln nahtlos ineinander übergingen. Wie ein Portal in eine andere Welt, in eine schönere, eine bessere.

Zumindest wollte ich mir das für ein, zwei Herzschläge ausmalen, bis mich die Gewissheit einmal mehr wie eine Ohrfeige

traf: Hinter dieser Tür befand sich nicht das Paradies, sondern die Hölle, die mein Bruder gerade am eigenen Leib erleben musste.

Ich würde nicht von hier weggehen, bis –

»Steh nicht länger herum«, befahl mir der König, ehe sich ein weiteres Schluchzen meine Kehle hinaufbahnen konnte. »Geh auf dein Zimmer und bleibe dort. Erledige deine Übungen.«

Meine bebenden Lippen teilten sich. »A-aber –«

»Rana!«, donnerte die Stimme meines Vaters so plötzlich, dass ich zusammenzuckte und mir der Widerhall meines Namens bis ins Mark fuhr. In einer abgehackten Bewegung senkte ich den Kopf, bis ich ein schmerzhaftes Ziehen in meinem Nacken spürte, und drehte mich weg.

Alles in mir wollte aus dem Gang stürzen und so schnell laufen, wie mich meine Beine trugen, aber der strenge Blick meines Vaters belehrte mich eines Besseren. Ich atmete tief durch, dann bewegte ich mich gemessenen Schrittes nach draußen. So, wie man es von einer Frau erwartete, die eines Tages ihr Reich in einem anderen Land repräsentieren müsste. Als Gemahlin eines Mannes, der so alt wie ihr Vater war und nur darauf wartete, dass ich mein achtzehntes Lebensjahr erreichte.

Zehn Jahre. Ich wäre nur noch zehn Jahre frei.



Einige Zeit später hatte ich meine Tanzschritte geübt und meine Flöte in die Ecke gepfeffert. Meine Musiklehrerin hatte mich gehorft, aber ich hatte es über mich ergehen gelassen und gewartet, bis sie wutentbrannt aus meinem Zimmer gestürmt war – zweifelsohne, um meinen Kindermädchen oder meinem Vater sofort zu berichten, dass ich mich ungebührlich verhalten hatte.

Ein paar Minuten wartete ich ab, dann schlüpfte ich aus dem Zimmer. Bewegte mich mit glühender Wange vorbei an den Wachen, die an jeder Ecke postiert waren – mit ihren goldenen Rüstungen, roten Kapuzen, Schilden und Speeren standen sie stocksteif da. Einzig ihre Augäpfel regten sich, fixierten mich. Niemand hielt mich auf, als ich in den Nordflügel des Palasts stürzte, geradewegs in die Richtung, in der sich Kaidans Zimmer befand.

Mein Blut rauschte wie wild in meinen Ohren, als ich auf den Gang einbog. Ein einzelner Mann war neben der Tür postiert, und ich befürchtete, er könnte mich aufhalten. Doch auch er regte sich nicht. In seiner beinahe völlig verummten Miene las ich Mitleid.

Ich öffnete die Tür, um ins Zimmer zu schlüpfen. Mein Blick heftete sich auf Kaidan, noch während ich sie hinter mir ins Schloss drückte. Mein Herz erbebte. »Bruder«, flüsterte ich.

Kaidan hatte frische Kleidung angelegt, doch seine prächtigen reich bestickten Gewänder, die er in mehreren Schichten übereinander trug, konnten nicht über das hinwegtäuschen, was man ihm angetan hatte. Ich erkannte blaue Flecken auf seinem sonnengeküssten Hals, gerötete Hände, ein geschwollenes Auge und rissige, aufgeplatzte Lippen.

Er saß auf seinem Bett, die Beine angezogen und die Arme um sie geschlungen, und starrte aus dem Fenster neben ihm. Von dort aus konnte er nicht nur die Hauptstadt, sondern auch die Wiesen und Felder von Almeira überblicken, die im Süden des Landes einer trockenen Wüste wichen. »Geh weg«, murmelte er. Seine schwarzen Haare waren immer noch ganz durcheinander und hingen ihm strähnenweise in die Stirn.

Ich hörte nicht auf ihn – das tat ich selten. »Was hast du dir nur dabei gedacht?«, flüsterte ich, damit man mich draußen nicht hören konnte. Langsam trat ich zu ihm, sortierte meine

Röcke und ließ mich auf seiner Bettkante nieder. »Mit solchen Dingen um dich zu werfen?«

»Ich weiß nicht«, sagte er leise. »Ich dachte, vielleicht glaubt mir diesmal jemand.«

Ich schnaubte und schüttelte den Kopf. »Dass dich ein Engel besucht hat?« Ich erschauerte leicht. »Dass du von diesem Engel *geküsst* wurdest?«

»Es ist viel, ich weiß«, antwortete er nüchtern. »Aber es ist nicht annähernd alles.«

Eine Schicht aus Eis legte sich über meine Haut. Ich hasste es, wenn er in diesem Tonfall sprach. Es beunruhigte mich. »Bist du noch bei Sinnen?«, zischte ich. »Engel besuchen keine Prinzen.« Ich breitete die Arme aus. »Das ist Ketzerei! Jeden anderen Jungen da draußen hätten sie dafür hingerichtet!« Oder in die Verbotene Stadt verbannt, in der sich nur Hexen, Wahrsager und andere Verdammte herumtrieben: Finstere Kreaturen in menschlicher Hülle, die sich dunklen Mächten verschrieben hatten.

Heftig schüttelte ich den Kopf. »So kannst du nicht über Engel sprechen! Du bist kein Prophet! Es gibt keine Propheten mehr auf dieser Welt.« Ich biss mir auf die Unterlippe. »Weißt du, wie sie dich da draußen nennen? *Wahnsinniger Prinz*. Weil du ständig solche Dinge von dir gibst. Das macht den Leuten Angst. Du hast keine Visionen, Kaidan. Und du darfst nie mehr davon reden, welche zu haben!« Ich stockte, weil ich das Gefühl hatte, dass meine Worte nicht bei ihm ankamen. »Verstehst du? Nie wieder. Mit niemandem!« Denn egal, an wen er sich wandte, mein Vater würde davon erfahren. Und dann würde alles von vorne beginnen. »Das muss aufhören, Kaidan.« Er war erst zehn, und auch wenn ich nicht viel über diese Welt wusste, war ich mir ganz sicher, dass er seinen Ruf noch ändern könnte. Er würde eines Tages regieren, und er musste dafür

sorgen, dass er die Menschen auf seiner Seite hatte. Denn ein König, der alle gegen sich hatte, war nicht mehr als ein Mann mit Krone, der mit einem Bein im Grabe stand.

Endlich riss Kaidan den Blick vom Fenster los. »Darf ich nicht einmal mit dir darüber reden?«

Seine Worte bohrten sich wie ein Stich in meine Brust. Ich zögerte. »N-nein.« Ich wollte meinem Bruder seinen Wunsch nicht verwehren, aber ich ahnte, dass ich ihn nie wieder mit denselben Augen sehen würde, würde ich noch mehr von seinen Erzählungen lauschen. Von Engeln, die bei ihm ein- und ausgingen. Von Visionen. Von den Dingen, die er sah, die überhaupt nicht real waren.

Ich atmete tief durch. »Auch nicht mit mir.« Eine Hand auf dem Bett abgestützt, lehnte ich mich in seine Richtung. »Wir werden noch zehn Jahre zusammen verbringen«, erinnerte ich ihn. »Bevor ich gehen muss. Bevor ich vermählt werde. Ich will, dass diese zehn Jahre schöner werden als der Rest meines Lebens. Und deshalb will ich keines dieser Worte hören, die dich in Schwierigkeiten bringen. Versprich es mir.«

Kaidans dunkle Augen nahmen einen matten Ausdruck an. »In Ordnung. Dann nur noch eines. Eine einzige Sache.« Seine Stimme wurde mit jedem Wort leiser, und als er eine Hand ausstreckte und sie auf meine legte, hatte seine Wärme etwas Tröstliches und doch Zerstörerisches an sich. »Es werden keine zehn Jahre mehr sein, Rana.« Jetzt flüsterte er nur noch. »Denn am Tag deiner Vermählung werde ich nicht mehr hier sein.«

Mein Herz machte einen Satz. »Was soll das heißen?« Hatte Vater etwas in die Wege geleitet? Würde er ihn fortschicken? Aber das konnte er nicht. Kaidan war der erstgeborene Sohn. Er musste König werden.

Kaidan antwortete nicht. Er ließ meine Hand los, und ein mulmiges Gefühl machte sich in mir breit. Auf einmal ahn-

te ich, wovon er sprach. Er wollte davonlaufen. Wollte den Qualen entfliehen, die der Palast für ihn bereithielt: Jetzt in Form von körperlichen Schmerzen, später mit einer Verantwortung, von der er glaubte, dass sie ihn erdrücken würde.

Meine Kehle wurde trocken. »So etwas darfst du nicht sagen.« Ich beugte mich vor, doch obwohl er mich ansah, kam es mir so vor, als könnte ich seinen Blick nicht wirklich auffangen. »Du darfst nicht gehen, Kaidan. Egal, was du tust.«

Kaidan lächelte freudlos. »Du redest, als hätte ich eine Wahl.«

Ich schluckte. »Wenn du gehst, dann muss ich Königin werden.« Meine Hände begannen zu zittern. »Das kannst du mir nicht antun. Das darfst du nicht.« Bebend atmete ich ein. Ich wollte nicht Königin werden, niemals. Ich war nur noch zehn Jahre frei, und dann würde ich einen alten Mann heiraten und in sein Königreich ziehen. Dann wäre mein Leben vorbei. Aber umso schlimmer wäre es, müsste ich den Thron besteigen. Das würde ich niemals überstehen. Nicht mit dem Herzen, das in meiner Brust schlug und das sich jeden Tag ein kleines bisschen mehr nach einer Freiheit verzehrte, die keiner Prinzessin jemals vergönnt wäre.

»Rana«, sagte Kaidan mit fester Stimme. »Ich werde keine Wahl haben.«

»Und wie du die hast!«, schleuderte ich ihm entgegen. Sofort rückte ich näher an ihn heran und packte ihn an den Armen. »Wenn du gehst ...« Meine Finger bohrten sich unnachgiebig in seine Oberarme. »Wenn du gehst, musst du mich mitnehmen.« Ich presste meine Worte nur mit Mühe hervor. Die Anspannung befahl meinen ganzen Körper bis hin in die noch so kleinste Faser. »Hast du das verstanden, Kaidan? Solltest du diesen Palast jemals verlassen, um nicht mehr zurückzukom-

men, darfst du mich nicht zurücklassen! Versprich es mir! Wir lassen uns nicht zurück!«

Nichts in Kaidans Miene regte sich. »Das kann ich dir nicht versprechen.« Auf einmal wirkte sein Gesicht wie das eines Erwachsenen. Gezeichnet von einem Leben, das er noch nicht geführt hatte.

Ein Funke des Ärgers entzündete sich in meiner Magengrube. »Warum nicht?«

»Weil ich die Zukunft sehe«, murmelte er. »Und ich kann dich darin nicht erblicken.«

Meine Augen wurden groß. Wie betäubt ließ ich ihn los. Die Wut kroch weiter hinauf bis in meine Brust und sorgte dafür, dass ich die Zähne zusammenbiss. »Ich habe dir gesagt, du sollst nicht mehr darüber reden! Du hast es mir gerade eben versprochen!«

Kaidans Gesichtsausdruck klärte sich, und er musterte mich kurz. »Glaubst du mir denn?«

Mein Mund war noch immer geöffnet, doch ich brachte keinen Ton hervor. Mit einer einzigen Frage nahm er mir jeglichen Wind aus den Segeln. Ich setzte an, zögerte. »I-ich ...«

Er wandte den Blick ab. »Ich verstehe.«

Ich versteifte mich etwas. Sofort erfasste mich eine Welle des schlechten Gewissens. Aber ich versuchte nicht, ihm etwas anderes einzureden. Ich würde ihm stets die Wahrheit sagen. Ich glaubte auch daran, dass er mir die Wahrheit sagte. Dass er all die Dinge tatsächlich sah. Doch kein Teil von mir war davon überzeugt, dass es wirklich Visionen waren. Sondern nur eine sehr lebhaftes Fantasie, die irgendwann vergehen würde.

Das hoffte ich. Denn wenn nicht, könnte nichts und niemand verhindern, dass er als der wahnsinnige König in die Geschichte des Reichs einging.

Kaidan holte tief Luft und stieß sie wieder aus, als wäre gerade ein Teil von ihm gestorben. »Glaub mir oder nicht«, sagte er

leise. »Aber am Tag deiner Vermählung werde ich nicht mehr da sein.«

Seine Worte fühlten sich wie ein Messerstich in die Brust an. Sie erfüllten den Raum mit einer Dunkelheit, die nicht sichtbar, aber dafür umso deutlicher spürbar war. Sie legten ein Gewicht auf meine Schultern und schafften eine Entfernung zwischen uns, die ich nicht einmal dann hätte überwinden können, hätte ich meine Arme in seine Richtung ausgestreckt.

Dieser Moment war eine Ewigkeit.

Plötzlich veränderte sich etwas in seinem Gesicht. Der Ausdruck des erwachsenen Mannes verschwand und machte dem Jungen Platz, der Kaidan eigentlich war. Seine Augen wurden feucht, und ein unbändiger Schmerz stahl sich in seine Miene, die in meinem Herzen umso höher aufflammte. »Ich will das alles nicht mehr«, flüsterte er, ehe ein Schluchzen seinen Körper erbeben ließ.

Ich schlang meine Arme um ihn und drückte ihn an mich. »Es wird alles gut«, hauchte ich. »Ich bin hier. Ich werde immer bei dir sein und dich beschützen.«

Kaidan verbarg das Gesicht an meiner Schulter und weinte still. Ich hingegen atmete tief durch, um nicht noch mehr Tränen Ausgang zu gewähren. Für heute hatte ich schon genug vergossen. Ich musste für ihn stark sein. Jetzt und für immer.

Dennoch hallten seine Worte in meinen Ohren wider. Und das noch viele Jahre später.



2. KAPITEL

DIE OFFENBARUNG

Ein Piksen in meiner Taille läutete den Tag meiner Vermählung ein, der schon in meinem achten Lebensjahr festgelegt worden war. Nur noch ein paar Stunden, und ich wäre nicht mehr frei. Das war der einzige Gedanke, der in meinem Kopf umherkreiste, als ich aus dem Fenster startete. Ich stand mitten in meinem Schlafgemach, während mehrere Zofen um mich herumwuselten. Die einen polierten meinen Schmuck, die anderen waren dabei, meine langen Haare zu frisieren und das Hochzeitskleid an meinem Körper so eng zu stecken, dass ich kaum noch Luft darin bekam. Nadeln piksten immer wieder in meine Haut, doch ich war inzwischen so abgestumpft, dass ich nicht mehr zusammenzuckte.

Ich war mit einem furchtbaren Gefühl aufgewacht. Weil ich gestern den ganzen Tag gebetet hatte, mein zukünftiger Gemahl würde auf dem Weg hierher in einen Überfall geraten und sterben. Weil ich ihn und sein Gefolge schließlich doch noch durch die weit geöffneten Tore des Innenhofs hatte reiten sehen. Weil mir in diesem Moment klar geworden war, dass nichts und niemand mehr verhindern könnte, dass ich an diesem Tag einfach alles verlor: Meine Unschuld. Meine Heimat. Meine Freiheit. Und meinen Bruder.

»Was soll das heißen? So etwas darfst du nicht sagen. Du darfst nicht gehen, Kaidan. Egal, was du tust.«

»Du redest, als hätte ich eine Wahl.« Ich hatte versucht, die letzten zehn Jahre zu den schönsten meines Lebens zu machen. Und doch waren sie die ganze Zeit über vom heutigen Tag überschattet worden.

Weil ich einen Mann heiraten würde, den ich niemals lieben könnte. Aber für meinen Vater war das nie ein Kriterium gewesen.

»Heute wird ein wunderschöner Tag für Euch werden«, sagte meine Lieblingszofe Sahar, als könnte sie meine Gedanken lesen. Ihre Worte lockten einen bitteren Geschmack auf meine Zunge.

Sie stand hinter meiner linken Schulter, ihre Schwester hinter meiner rechten, während sie meine langen Haare zu einer kunstvollen Frisur flochten. Jede von ihnen war mit einer Hälfte beschäftigt und drehte mehrere Strähnen umeinander, bis zwei dicke Zöpfe daraus werden würden. »Ich habe Euren zukünftigen Gemahl bereits in Augenschein genommen und –«

»Was?«, fragte ich schroff. »Sag bloß, er ist eine Augenweide.«

Sahar verstummte. Sie wusste genauso gut wie ich, dass er das nicht war. Ich war gerade achtzehn geworden, er hingegen war schon über fünfzig. Mir drehte sich der Magen um, als ich an jenen Tag vor vierzehn Jahren dachte, als er zum letzten Mal hier gewesen war. Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, aber meine Vorstellung reichte aus, um das Grauen in mir heraufzubeschwören: Davon, wie er mein vierjähriges Ich betrachtet und beschlossen hatte, dass er mich eines Tages zur Frau nehmen würde. Vier Jahre hatten die Verhandlungen darüber gedauert, und seither war mein Schicksal besiegelt.

Ich versteifte mich am ganzen Körper, und meine Augen begannen zu brennen. Ich wollte das alles nicht. Aber als

Prinzessin eines Reichs, vor allem als Zweitgeborene, gab es nur eine Regel: Man wurde nie nach seiner Meinung gefragt. Ich hatte zu tun, was mir befohlen wurde, ohne Widerrede.

Der nächste Nadelstich bohrte sich tief in meinen Oberschenkel. »Autsch!«, rief ich aus und schlug dem Mädchen aus Reflex die Nadel aus der Hand. Sie zuckte so sehr zurück, dass sie in der Hocke das Gleichgewicht verlor und rückwärts plumpste. »H-Herrin«, stammelte sie. »Vergebt mir!«

Ein schlechtes Gewissen stieg in mir auf. »Nein.« Schnell lehnte ich mich nach vorn und hielt dem Mädchen eine Hand hin. »Mir tut es leid.«

Aus großen Augen sah sie zu mir hinauf, als könnte sie nicht glauben, dass ausgerechnet ich ihr aufhelfen wollte. Sie bewegte sich quälend langsam, als sie meine Hand ergriff, und die anderen Zofen hielten in ihrer Arbeit kurz inne, während ich sie auf die Füße zog. »Ich danke Euch, Herrin.«

Auf einmal fühlte ich mich unruhig, verloren. Als würde ich wertvolle Zeit verlieren, je länger ich an Ort und Stelle ausharrte. »Ihr seid hier fertig.« Ich bedeutete ihr und den anderen beiden, die sich an meinen Gewändern zu schaffen gemacht hatten, zu verschwinden.

Aus großen Augen blickten sie an mir herab. »Aber Euer Kleid sitzt noch nicht richtig, Herrin.«

Ich schürzte die Lippen. »Und es könnte mich nicht weniger kümmern.« Ich wurde meinem zukünftigen Gemahl präsentiert wie ein Geschenk. Dass ich nicht perfekt eingepackt war, war der einzige Akt der Rebellion, den ich mir erlauben konnte.

Stumm nickten die Dienerinnen und verschwanden nach draußen. Von sieben waren nur noch drei übrig – zwei arbeite-

ten an meinen Haaren, eine an meiner Kommode, wo sie meinen Schmuck polierte.

Sahar räusperte sich. »Ihr werdet sicher glücklich werden«, hob sie kleinlaut an, als hielte sie es für eine gute Idee, auf dem Thema zu beharren. »Euer Gemahl –«

»Zukünftiger Gemahl.«

»... ist ein guter Mann und Herrscher. Er wird Euch sicher angemessen behandeln.«

Ich schnaubte. *Angemessen*. Wenn das keine rosigen Aussichten waren.

Mein scharlachrotes Kleid war hauteng geschnitten – von den Schultern bis zu den Oberschenkeln, wo der Unterrock endete. Der Überrock hingegen war ausladend, pompös und so weit, dass meine beiden Dienerinnen anfangs Mühe gehabt hatten, das Haar an meinem Kopf zu flechten, weil sie nicht unmittelbar hinter mir stehen konnten.

»Ist mein Bruder schon wach?« Ich wusste, was er heute tragen würde – einen seltsamen, purpurnen Fummel, in dem er zum Sterben komisch aussah. Ich konnte es kaum erwarten, ihn darin zu sehen. Vielleicht, weil das mein einziger Lichtblick am heutigen Tag wäre.

»Ich weiß es nicht, Herrin«, antwortete Sahar bedauernd, und die anderen blieben still.

Obwohl ich eine gewöhnliche Frage gestellt und eine gewöhnliche Antwort bekommen hatte, machte sich ein mulmiges Gefühl in mir breit. Es war, als würde sich eine Schwärze in meinem Herzen ausbreiten und mich bis in die Fingerspitzen ausfüllen – dieselbe Schwärze, die im Herzen meines Vaters leben musste.

Mein Blick zuckte zu der dünnen, goldenen Krone, die auf einem niedrigen Tisch auf einem dicken Kissen lag. Sie wäre der letzte Feinschliff, den ich heute verpasst bekäme. Sobald

ich sie aufgesetzt hätte, würde ich zu meinem ersten Termin gehen müssen: dem gemeinsamen Frühstück mit meinem zukünftigen Gatten und seinem Gefolge. Und von da an würde alles ganz schnell passieren.

Kaidan musste als Thronfolger an den meisten Terminen teilnehmen, aber ich könnte nicht mit ihm allein sein. Vielleicht sogar nie wieder. Denn an diesem Abend würde ich mit meinem Gemahl zu Bett gehen, nur um am nächsten Morgen in aller Frühe in sein Reich kutschiert zu werden.

Meine Kehle wurde eng. Sollte ich gestern zum letzten Mal mit Kaidan allein gewesen sein? Ich wollte nicht, dass das stimmte. Eine Stunde lang hatte ich schluchzend in seinen Armen gelegen und mich selbst bemitleidet. So sollte er mich nicht in Erinnerung behalten.

Unter dem Protest meiner Dienerinnen drehte ich den Kopf und fixierte den mannshohen Spiegel auf der anderen Seite des Zimmers. Was ich sah, hätte mich vielleicht enttäuscht, hätte es mich auch nur im Geringsten überrascht. Da stand ich also in meinem roten Kleid, mit geschminktem Gesicht und schwarz umrandeten grünen Augen, und wirkte so unglücklich wie noch nie zuvor.

Ich fasste einen Entschluss.

In dem Moment, in dem meine beiden Zöpfe an meinem Kopf festgesteckt worden waren – Wimpernschläge, ehe meine Dienerin vorsichtig das Kissen mit meiner Krone zu mir bringen konnte – wand ich mich aus der Mitte der Frauen heraus. »Ich bin gleich zurück.«

Ich begegnete bestürzten Mienen. »Herrin, Ihr müsst –«

»Mein Gemahl hat zehn Jahre auf mich gewartet«, entgegnete ich trocken, »Er wird auch noch ein paar Augenblicke länger warten können.«

Damit verließ ich den Raum – gemessenen Schrittes, so wie es mir mein Leben über eingebläut worden war. Genau wie der

Tanz und die Musik und die Kunst, all die Dinge, von denen meine Familie geglaubt hatte, dass sie mich zu einer besseren Ehefrau machen würden. Als wäre ich ein dressiertes Kamel, das man an den Höchstbietenden verhökerte.

Und in gewisser Weise war ich das ja auch. Ich war ein Kamel, das den Frieden zwischen unseren beiden Reichen garantierte.

Das war meine Aufgabe. So wie es Kaidans Aufgabe war, eines Tages den Thron zu besteigen. Unsere Leben würden sich ab heute für immer verändern. Unsere Wege würden sich trennen und vielleicht nie wieder zusammenfinden.

Ich konnte das hier nicht. Nicht ohne mich von meinem Bruder verabschiedet zu haben.

Er musste gerade auch in seinen Gemächern angekleidet werden. Meine Füße bahnten sich den Weg beinahe wie von selbst dorthin, vorbei an den hohen Wänden des Palasts, die mit geschwungenen Bögen und Linien verziert worden waren. In regelmäßigen Abständen wurde ich von Fackelhaltern begleitet, in denen jedoch keine Feuer brannten. Die Morgensonne fiel durch jedes einzelne der Bogenfenster zu meiner Rechten und tauchte den beigen Gang in ein warmes Licht. Ihre Strahlen beleuchteten die Gemälde unserer Familie und Vorfahren an den Wänden. Es waren nur die Männer allein oder gemeinsam mit ihren Frauen und Kindern abgebildet worden. Von einzelnen Frauen war weit und breit nichts zu sehen. Auch meine vor vielen Jahren verstorbene Mutter erspähte ich erst, als ich ein altes Gemälde meines Vaters passierte, zurückhaltend zu seinen Füßen liegend. Mit ihren langen schwarzen Haaren und ihren großen grünen Augen sah sie aus wie eine Schwester, die ich nie gehabt hatte.

Als weibliches Familienmitglied lebte ich in einem anderen Flügel als mein Vater und mein Bruder. Schon als Kind hatte

ich mich ständig in diesen Teil des Palasts geschlichen – doch es war das erste Mal, dass nicht nur von meinem Herzen, sondern von Geräuschen begleitet wurde, die mir den Weg wiesen.

Schon aus der Ferne hörte ich die Rufe, die ich aber erst verstehen konnte, als ich in den Gang eingebogen war, in dem sich Kaidans Gemächer befanden. Bedienstete und Palastwachen stolperten gleichermaßen in alle erdenklichen Richtungen, riefen einander Befehle zu und klangen so alarmiert, dass mir ein kalter Schauer über den Rücken lief.

Die Dunkelheit in meinem Inneren wurde stärker.

Als eine Haushälterin an mir vorbeilief, riss ich sie im letzten Moment am Arm zurück. »Was ist los?«

Ihre Augen waren weit geöffnet. »Der Prinz ist verschwunden«, hauchte sie. »Spurlos verschwunden!«

Die Zeit stand still.

Nein, das stimmte nicht. Das Leben um mich herum spielte sich weiter ab wie zuvor. Es war allein ich, die Prinzessin eines Wüstenkönigreichs, die von Kopf bis Fuß zu gefrieren schien. Sogar meine Gedanken setzten aus in diesem einen, verhängnisvollen Augenblick, ab dem nichts mehr so sein sollte wie zuvor.

Meine Finger lösten sich von der Frau, und mein Arm glitt an meiner Seite herab. Mit einem Dröhnen in meinem Kopf wich meine Umgebung einer Pechschwärze, in der ich seltsamerweise nur ein Prasseln wie von Sand auf hartem Untergrund vernehmen konnte.

Glaub mir oder nicht, hallte Kaidans zehn Jahre jüngere Stimme plötzlich in meinen Ohren wider. *Aber am Tag deiner Vermählung werde ich nicht mehr da sein.*

Niemals hatte ich diese Worte vergessen. Ich hatte sie verdrängt, in den hintersten Winkel meines Gedächtnisses geschoben, wo sie mir keine Angst gemacht hatten. Doch spätes-

tens wenn ich allein im Bett gelegen und der Schlaf seine langen, kalten Finger nach mir ausgestreckt hatte, war die Erinnerung an die Oberfläche geglitten und hatte meine Gedanken in Eiseskälte getaucht. Jener Nachmittag fühlte sich an, als wäre er erst gestern gewesen.

Es war mein Vergehen, dass ich die letzten Tage über nur an mich gedacht hatte und keine Sekunde lang an die Prophezeiung, die sich Kaidan selbst auferlegt hatte.

Kaidan, meine Familie, mein einziger Freund, war fort. So, wie er es vor zehn Jahren angekündigt hatte. Er war geflohen – und er hatte nie versprochen, dass er nicht ohne mich gehen würde.

Abrupt ballte ich die Hände zu Fäusten und riss mich selbst aus der Trance, in die ich verfallen war. Er hatte mich allein gelassen – an dem Tag, an dem ich von hier verschwinden und er als einziger möglicher Thronfolger zurückbleiben würde.

Aber wenn er ging, bevor ich Almeira verlassen konnte, dann könnte er seinem Schicksal entkommen. Und mich mit dem seinen zurücklassen.

»Wenn du gehst, dann muss ich Königin werden.«

»Rana. Ich werde keine Wahl haben.«

Meine Beine trugen mich zur weit geöffneten Tür seiner Gemächer. Ich betrachtete das Zimmer, über das benutzte Bett, die zerknüllte Bettdecke am Boden, das eingeschlagene Fenster.

Er hatte wirklich alles richtig gemacht. Hatte es wie eine Entführung aussehen lassen – nicht, als wäre er Hals über Kopf von hier geflüchtet. Sein Ruf war gesichert. Schon seit Jahren war kein Wort über Visionen über seine Lippen gekommen, und der Wahnsinn, den man mit seinem Namen verbunden hatte, war verblasst. Offensichtlich hatte er das nicht aufs Spiel setzen wollen. Als Entführter war er das Opfer, nicht der Täter.

»Bei den Engeln!«, rief eine Stimme auf dem Gang. »Wer kann das nur gewesen sein?«

»Wer konnte sich unbemerkt in den Palast schleichen?«

»Ist er noch am Leben?«

Erst als mir ein metallischer Geruch in die Nase stieg, sah ich, was ich schon auf den ersten Blick hätte erkennen müssen.

Ich hatte nur sein Bett angestarrt, seine Decke, aber nicht das, was die rote Liegefläche in Form eines vagen Kreises verdunkelt hatte.

Meine Gesichtszüge entgleisten. Meine Füße fühlten sich schwer an, als ich einen vor den anderen hob, um zu seinem Bett zu gelangen.

Blut.

Die Gewissheit kam nicht leise, schleichend, flüsternd, sondern laut und plötzlich wie ein Donnerschlag. Das hier war zu viel. Zu viel, als dass es zu Kaidans Plan hätte gehören können.

»Ich werde keine Wahl haben.«

Meine Lippen teilten sich leicht, als die Gewissheit zu mir durchsickerte. Zehn Jahre. Zehn Jahre hatte es gebraucht, dass ich verstand, was er mit diesen Worten gemeint hatte. Und damit einen einzigen Tag zu spät.

»Ich werde keine Wahl haben.«

Meine Augen weiteten sich immer mehr, sahen jedoch immer weniger.

Dies war nicht sein Werk. Keine Finte, um den Palast zu täuschen. Es war echt. Kaidan war –

Ich schrie. Ich schrie, wie ich noch nie zuvor geschrien hatte. Meine Beine wollten unter mir nachgeben, aber irgendwie gelang es mir trotzdem, fest auf beiden Füßen stehenzubleiben. Eine Eiseskälte machte sich in mir breit und ließ das Blut in meinen Adern gefrieren.

Er hatte es gesehen. Er hatte es vor so langer Zeit gesehen. Er hatte es mir gesagt. Mir erzählt, dass ihm am Tag meiner Vermählung etwas zustoßen würde, und ich hatte ihm nicht zuhö-

ren wollen. Ich hatte ihn enttäuscht. Schon damals. Und nun auch heute.

Er hatte mich gebraucht. Und ich hatte ihn im Stich gelassen.

Meine Mundwinkel sackten herab, und die Kälte wurde jäh von einer festen Entschlossenheit abgelöst.

Ich hatte vorgesorgt. Mein Leben lang hatte ich diesen einen Tag immer und immer wieder durchgespielt – und zwar nicht den Teil mit meiner Vermählung. Dies war nicht nur der Tag, an dem ich meine Freiheit verlor. Ich büßte die einzige Sache ein, die mir noch viel wichtiger war: meinen Bruder. Den einzigen Menschen, den ich aufrichtig liebte.

»Herrin«, ertönte die vertraute Stimme eines Bediensteten in meinem Rücken. »Ihr solltet nicht hier sein.«

Ich blinzelte die Tränen weg, die sich in meine Augen brennen wollten. In einer abgehackten Bewegung wirbelte ich herum und begab mich zurück zu meinem Zimmer. Nicht gemessenen Schrittes, wie es die zukünftige Frau eines reichen, mächtigen Herrschers sollte. Stattdessen rannte ich so schnell, dass ich beinahe Haken schlug wie ein Kaninchen. Mehrmals blieb ich mit meinem Kleid hängen, knickte mit den Füßen um, die in unförmigen, spitz zulaufenden Schuhen steckten, und verfluchte diesen Tag ununterbrochen, bis ich endlich durch meine Tür stürzte und meine Dienerinnen aufscheuchte.

»Herrin –«

In einer abgehakten Bewegung hob ich den Arm und deutete in Richtung Gang. »Raus.«

Ihre Augen wurden groß, aber sie erhoben kein Widerwort. Mit gesenkten Köpfen huschten sie nach draußen. Die Tür schloss sich hinter ihnen, und ich wandte mich meinem Ankleidezimmer zu. Eine unbeschreibliche Hitze breitete sich in mir aus. So lange hatte ich auf diesen Tag gewartet und doch gehofft, er würde niemals eintreten.

Mit zwei Schritten hatte ich den Raum durchquert und öffnete die beiden Türflügel, die mein Schlafgemach von der Ankleide trennten. Ich bewegte mich geradewegs auf eine Truhe zu, die in all der Pracht aus Kleidern, Gewändern und Mänteln um mich herum kaum auffiel. Unter den strahlenden, kräftigen Farben war sie von einem kümmerlichen Braun. Sie stand schon seit fünf Jahren hier herum, und ich war die Einzige, die einen Schlüssel für ihr Schloss hatte.

Ich zog diesen aus der Tasche eines Mantels hervor, den ich in die letzte Ecke des Ankleideraums gestopft hatte. Das Blut rauschte in meinen Ohren, als ich sie aufsperrte.

Darin fand ich genau drei Dinge. Drei Dinge, die ich in den letzten Jahren mühevoll zusammengetragen und hier versteckt hatte, begleitet von der ständigen Befürchtung, dass einmal der Tag anbrechen würde, an dem ich sie brauchte.

Der erste Gegenstand, den ich herauszog, war ein breiter Taillengürtel. Ich wollte ihn anlegen – und stieß auf Widerstand in Form meines Hochzeitskleids. Ungeduldig riss ich mit mehreren Zügen den Überrock von meinem Körper und schleuderte ihn fort. Da mein dunkler Unterrock eng an meinen Beinen anlag, konnte ich den Gürtel problemlos um meine Hüften legen und über eine Schnalle schließen.

Beim zweiten Gegenstand handelte es sich um eine lange, schwarze Peitsche. Vom Griff abwärts war sie bis zu ihrer Spitze mit scharfen Metalldornen übersät. Eine Sonderanfertigung des Schmieds nur ein paar Straßen vom Palast entfernt. Ich hatte eines Nachts die Bestellung aufgegeben und sie sieben Nächte später abgeholt. Das war zwei Jahre her.

Vorsichtig rollte ich sie zusammen und befestigte sie an einer Schlaufe an meinem Gürtel. Sie passte sich perfekt ein.

Fehlte nur eine letzte Sache. Der Gegenstand in der Truhe, der bereits jetzt, wo ich noch nicht den Blick darauf gerichtet hatte, seine düstere Aura im Raum verbreitete.

Vorsichtig hob ich den kleinen Stoffbeutel heraus und zog einen unscheinbaren, schwarzen Würfel daraus hervor, der nicht einmal so groß wie meine Faust war. Ich drehte ihn in meiner Hand. Seit ich vierzehn gewesen war, hatte ich die Truhe jedes Jahr geöffnet und mich vergewissert, dass er noch da war. Er war mein wertvollster Besitz – und gleichzeitig mein gefährlichster.

Er sah ganz und gar nicht bedrohlich aus, wären da nicht die Symbole gewesen, die auf jeder seiner sechs Seiten eingraviert waren – und mit ihnen ein uralter Zauber, wie sie in Almeira nicht mehr gewirkt werden durften.

Magie war verboten. Wer sie ausübte, fand sich schneller auf dem Scheiterhaufen oder in der Verbotenen Stadt wieder, als er denken konnte. Aber dies war immer noch die Hauptstadt des Reichs. Mit etwas Gold und ein paar hübschen Edelsteinen konnte man einfach alles bekommen.

Und alles, was ich wollte, war meinen Bruder zurück.

Langsam ließ ich meine Hand zu meiner Peitsche gleiten. Ich drückte eine Fingerkuppe in eine ihrer Dornen und ignorierte den ziehenden Schmerz, der sich in meinem Zeigefinger ausbreitete. Nur für einen Moment betrachtete ich das dünne Rinnsal Blut, das an ihm hinabließ. Dann berührte ich damit eine Seite des Würfels.

Er war ein sogenannter Finder. Wer das Blut desjenigen besaß, nach dem er suchte, würde vom Finder zu ihm geführt werden. Und glücklicherweise teilte ich das Blut meines Bruders.

Mein Herz raste, als ich die Oberfläche des Würfels damit benetzte. Jedes Jahr, wenn ich mich vergewissert hatte, dass der

Finder noch da war, hatte ich ihn benutzt – um herauszufinden, ob er wirklich funktionierte. Das hatte er. Er hatte mich jedes Mal zu meinem Bruder gebracht, und doch war ich immer wieder aufs Neue nervös geworden, wenn ich es versucht hatte.

So wie jetzt, als ich wie gebannt den Würfel anstarrte, der mein Blut in sich aufzusaugen schien. Jetzt, dieses eine Mal, wo ich seine Dienste wirklich brauchte, durfte er mich nicht im Stich lassen.

Seine Schwärze wurde durchsichtig und offenbarte das Rot, das sich in seinem Zentrum sammelte. Dann begann er zu pulsieren, als schlüge ein Herz in seinem Inneren.

Mir stockte der Atem, als ich einmal mehr Zeugin der antiken Magie wurde, die eine Prinzessin niemals zu Gesicht bekommen durfte.

Und dann spürte ich den Sog. Es war, als würde das Pulsieren des Würfels unter meine Haut gehen und den Rhythmus meines eigenen Herzens verändern. Ein leichtes Kribbeln zog sich über meine Finger und verband sich mit einer vagen Eingebung. Eine Richtung, ein Weg, der mir gewiesen wurde. Eine Ahnung, wohin ich gehen musste, um Kaidan zu finden.

Ein gelöstes Lächeln stahl sich auf meine Lippen. Ich hatte ihm vor zehn Jahren verboten, je wieder über seine Visionen zu sprechen, und doch hatte er sofort dagegen verstoßen, um mir seine Zukunft zu verraten. Ich sollte ihm dankbar sein, dass er das getan hatte. Denn jetzt wusste ich genau, was zu tun war.

Ich werde dich finden.

Stimmen – draußen vor der Tür. Schritte. Ich musste mich beeilen.

Doch in meinem Schlafzimmer angekommen, blieb ich noch ein letztes Mal stehen. Ein dicker Kloß bildete sich in meinem Hals, als ich endlich innehielt, um über das nachzudenken, was

ich da eigentlich tat. Aber ich brauchte nicht lange. Denn ich hatte schon ein Jahrzehnt über diesen Tag gegrübelt. Wo ich Zweifel erwartet hatte, waren längst keine mehr.

Ich liebte Kaidan. Ich wollte ihn nicht verlieren. Und wer oder was auch immer ihn geholt hatte, ich würde ihn davor beschützen. Ihn retten. Weil er mein Bruder war. Und weil ich andernfalls den letzten Funken Freiheit einbüßen würde, den ich nach meiner Vermählung noch übrig hätte.

Dabei war alles, was ich wollte, ich selbst sein. Nicht die Prinzessin von Almeira, sondern einfach nur Rana. Das würde nie passieren. Doch wenngleich dies mein vorherbestimmtes Schicksal war, wollte ich zumindest für eine Sache sorgen: Dass ich diesen Pfad nicht allein beschritt.

Ich werde dich retten, Kaidan. Ob du willst oder nicht.

Meine Krone ruhte noch immer auf ihrem Kissen auf der Kommode. Es war ein fragiles, goldenes Diadem, das sich funkelnd von meinen Haaren abheben würde. Mehrere kleine, rote Steine waren darin eingelassen, jeder davon mehr wert als das gesamte Hab und Gut eines Handwerkers. Sie hatte den ganzen Morgen darauf gewartet, endlich auf mein Haupt niedergelassen zu werden.

Ich schenkte ihr einen letzten Blick. Dann stieg ich aus dem Fenster.